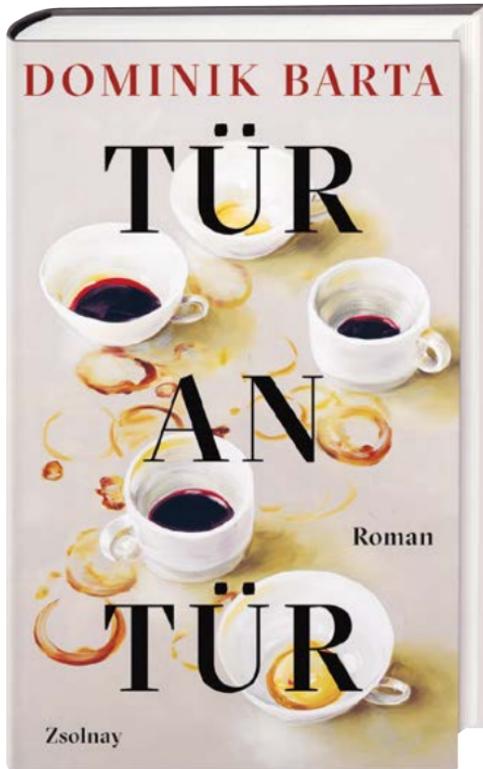


Leseprobe aus:
Dominik Barta
Tür an Tür



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Dominik Barta

TÜR
AN
TÜR

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Für F.

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien,
Literatur, und des Landes Oberösterreich.



1. Auflage 2022

ISBN 978-3-552-07303-6

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorenfoto: © Leonhard Hilzensauer / Paul Zsolnay Verlag

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Tassen, 2016 © Cornelius Völker, VG Bildkunst, Bonn, 2022

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

»Next to us the grandest laws are
continually being executed.«

Henry David Thoreau

I

Gegen acht Uhr früh zog ich ein. Die Tage zuvor hatte ich einen alten Kasten weggeschafft, die beiden Wohnräume und die Badezimmerdecke neu gestrichen und das Bett ausgetauscht. Dass die Geräusche des auf und ab fahrenden Aufzugs ständig präsent waren, wusste ich noch aus der Zeit, als die Wohnung meiner Tante gehört hatte. Das leise Surren der Fahrstuhlkabine störte mich nicht. Quietschte die eiserne Tür am Ausstieg zu laut, ölte der Hausmeister die Gelenke, und nur der luftige Schwung blieb hörbar. Meine Tante hatte dreißig Jahre lang hier gewohnt. Nach ihrer Pensionierung ging sie zurück ins Burgenland, wo sie geboren und aufgewachsen war. Es hieß, Wien war ihr unerträglich geworden.

Im Großen und Ganzen gefiel mir die Einrichtung. Nach einer Generalreinigung, die sich bis zum Abend hinzog, streckte ich auf dem Sofa unter dem Dachfenster die Beine aus. Von allen Möbelstücken meiner Tante war das Sofa das schönste. Es schien extra für die Wohnung angefertigt worden zu sein, setzte sich aus geschwungenen Kirschholzteilen zusammen und war mit einem roten Bezug bespannt. Eine erwachsene Person konnte bequem darauf liegen, wenn sie die Beine anwinkelte oder über die Lehne hängen ließ. Man blickte auf die gegenüberliegende Häuserfront. Die Septembersonne streifte die obersten Fensterbänke, die Dachschrägen, Rauchfänge und Satellitenschüsseln. Von der Laimgrubengasse wehten

Verkehrsgerausche und Kinderstimmen herauf. Allenthalben setzte sich der Lift in Bewegung. Gegen sieben Uhr öffnete sich die Fahrstuhltür, und ich hörte, wie nebenan ein Schlüssel ins Schloss gesteckt wurde. Lautes Räuspern hallte durch den Gang. In meinem Wohn- und Essbereich waren die unbekanntenen Schritte erstaunlich gut zu vernehmen. Eine Tür öffnete sich, jemand ließ Wasser, hinter der Mauer rauschte eine Spülung. Wenig später schien die gesamte Wand zu pfeifen, als würde ein leiser Zug oder ein kleines Schiff die Wohnung kreuzen. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Um mich abzulenken, drehte ich das Radio auf. Zu meiner eigenen Überraschung drosselte ich die Lautstärke sofort auf ein sehr moderates Maß.

Die Innenmauern des Schlaf- und Eingangsraums sowie des Badezimmers und des Wohn- und Essbereichs schmiegteten sich im rechten Winkel um den Liftschacht und die Nachbarwohnung. Das Bett stand unter dem zweiten Mansardenfenster, das ebenfalls auf die Gasse hinausging. Meine Tante war bis zuletzt mit 80 mal 200 Zentimetern Matratzenfläche zufrieden gewesen. Das Mansardenfenster stand weit offen, die Nachtluft war warm. In der angrenzenden Wohnung jaulten die Wasserrohre seltener auf. Auch die Schritte blieben aus. Den gesamten Abend über hatte ich die Hellhörigkeit der Wohnung mit Anspannung registriert. Trotz der Müdigkeit kam ich nicht zur Ruhe. Vielleicht schlief ich ein bisschen oder döste. Doch kurz nach Mitternacht fanden alle Träume ein Ende, denn von nebenan schlug bellender Husten durch die Wand. Der Husten wurde von Phasen des Räusperns und Röchelns durchbrochen.

Siebzehn Stunden nach dem Einzug war mir die Mansarde unsympathisch. Acht Jahre hatte ich täglich davon ge-

träumt, die Mitbewohner und Mitbewohnerinnen loszuwerden. Nach acht Jahren gelang es mir endlich, eine eigene, kleine Wohnung zu mieten. Aber nun war ich wieder nicht allein. Von jenseits der Mauer schwappten die menschlichen Regungen etwas zu deutlich herüber. Mich störte nicht nur das eindringliche Geräusch der Schritte, des Pinkelns und des Rausperns. Die Vorstellung, selbst gehört zu werden, schlug sich fast noch stärker auf mein Gemüt. Ich drehte mich nach links. Das Bett knarrte. Ich holte mir im Badezimmer ein Glas Wasser. Der Parkettboden klapperte. Ich lauschte dem schrecklichen Husten, und mir graute bei dem Gedanken, all meine eigenen Körperregungen oder Vergnügungen würden ebenso einen Rezipienten oder eine Rezipientin finden. Drüben pfffen die Wasserrohre. Es war halb zwei Uhr in der Nacht. Im Bad wurde herumgekramt. Erneut entlud sich ein Gewitter des Hustens, Röchelns und Spuckens. Ich hielt mir die Ohren zu. Zu allem Überfluss machte sich ein unangenehmes Verantwortungsgefühl breit. Sollte ich hinüberlaufen? War er oder sie am Ersticken? Langsam wurde es still, zum Glück.

Am nächsten Tag zögerte ich die Begegnung hinaus. Doch bevor ich mich still in mich hinein ärgerte oder den Umzug bereute, musste ich den Nachbarn oder die Nachbarin ansprechen, weil Problemen musste man sich ohne Umschweife stellen. Aus dem Husten, dem Röcheln und den Schritten erschloss sich kein Geschlecht. Es nervte mich, nicht zu wissen, ob ein Mann oder eine Frau neben mir auf die Toilette ging. Die Person war jedenfalls ein Unmensch. Ihre Schritte waren zu laut, ihr Husten grauenvoll und ihre Defäkation eine Zumutung. Je lauter sie hustete, desto regloser wurde ich. Dabei verstärkte sich das Fremdheitsgefühl, das doch hätte weichen sollen. Ich wollte hier zu Hause sein. Der Nachbar oder die

Nachbarin zog einmal pro halber Stunde Schleim durch den Hals. Es bestand kein Zweifel, dass sich daran ein Schmatzen anschloss. Ich war neben die vulgärste Person der Welt geraten. Kurz vor Mittag fiel ihr ein Teller zu Boden. Ich nahm mir ein Herz, sprang auf den Gang hinaus und klopfte mit der Faust an die Tür.

Ich bin in Simmering, am Enkplatz, aufgewachsen. Als die vierte Klasse Volksschule dem Ende zuing, begann meine Mutter Vollzeit in einem Sportgeschäft auf der Landstraßer Hauptstraße zu arbeiten. Mein Vater hatte Tischler gelernt und arbeitete ab den neunziger Jahren beim Aufbautrupp der Repräsentationsräume eines schwedischen Möbelhauses im Süden von Wien. Während der Nachmittage gehörte unsere Wohnung mir. In den ersten Jahren genoss ich diese Ruhe. Ich aß in der Schule, dann lief ich nach Hause und strich durch die stillen Räume. Ich stöberte in den Nachtkästchen meiner Eltern, roch an der Kleidung meiner Mutter oder durchforstete ihre Handtaschen. Ich legte mich aufs Bett, hing Träumen und Fantasien nach und spürte meinen Körper wachsen und gedeihen. Im Wohnzimmer, auf der Stereoanlage meines Vaters, hörte ich stundenlang Musik. In Englisch hatte ich sehr gute Noten, weil ich sämtliche Texte von R.E.M. auswendig konnte und übersetzte («Ich verliere meine Religion«, «Jeder tut weh«, «Leuchtend-glückliche Leute«, «Nachtschwimmen« und so weiter). Allein Frederik durchbrach die autistischen Montage oder Mittwoch, um mich auf die Straße zu locken. Er wohnte im nächsten Block. Wir kannten uns seit dem Kindergarten und hatten gemeinsam die Volksschule besucht. Er war mein Nachbar und mein allerbesten Freund.

Frederiks Mutter war Volksschullehrerin. Sein Vater arbei-

tete als Busfahrer bei den Wiener Linien. Frederiks Mutter hatte ein Faible für Ärzte und Naturwissenschaften. Mein Vater, der ausschließlich Wienerisch sprach, hatte einen Tick mit Fremdsprachen. Frederik und ich, oder eigentlich unsere Eltern, wählten deshalb unterschiedliche Gymnasien für uns. So sahen Frederik und ich uns manchmal ein paar Tage nicht. Doch eigentlich waren wir immer zusammen. Er lief am Abend kurz zu mir herüber, oder ich lief zu ihm hinüber, oder wir telefonierten, was unsere Eltern ärgerte. Sobald wir abends länger ausbleiben durften, knüpften wir ein noch engeres und neues Band. Unsere Klassengemeinschaften vermischten sich. Vor allem weil Frederik bei den Mädchen sehr erfolgreich war. Ich besuchte den neusprachlichen Zweig des Gymnasiums in der Boerhaavegasse. Frederik war in Simmering, im naturwissenschaftlichen Realgymnasium, geblieben. Manchmal nahm ich zwei oder drei Mädchen aus meiner Klasse ins El Mariachi am Rennweg mit, wo wir abends Billard spielten. Daraus resultierte immer eine längere Bekanntschaft, denn ausnahmslos alle Mädchen fanden Frederik begehrenswert. Mich erfüllte die Attraktivität meines besten Freundes mit Stolz. Nur manchmal mischte sich Eifersucht dazu. Vor allem, wenn es einem der Mädchen gelang, mit Frederik zu gehen. Ich vermisste ihn dann sofort, terrorisierte ihn und seine Eltern am Telefon und machte ihn bei unseren Freunden lächerlich. Zum Glück ging Frederik nur sporadisch wirklich mit seinen Verehrerinnen. Trotz seiner Attraktivität hatte er eine schüchterne Natur. Er verliebte sich meist in ein ganz bestimmtes Mädchen und hielt für Monate still und hartnäckig daran fest. Es wäre ihm nicht eingefallen, dieses Mädchen auch nur anzusehen, geschweige denn anzusprechen. Nur ich wusste von seiner innersten Leidenschaft, und manchmal wusste wohl

nicht einmal ich, an wen er superinsgeheim ununterbrochen dachte.

So war ich es, der als Erster Sex hatte. Am Ende der siebten Klasse fuhren wir mit der Schauspielgruppe nach Tschechien. Wir verbrachten vier Tage in einem abgelegenen Hotel, um ein neues Stück einzustudieren. Nach dem Abendessen ließen uns die Lehrer bis 22 Uhr tun, was wir wollten. Renate und ich saßen auf einer Holzbank und blickten in die Dämmerung. Wir hatten uns eine Flasche Wein besorgt, die uns sofort beschwipste. Renate rückte näher an mich heran und küsste mich. Sie war zwei Jahre älter als ich und sollte die Hauptrolle spielen. Es gefiel ihr, denke ich, dass ich errötete und zitterte und kaum wusste, was ich sagen sollte. Sie nahm meine Hand und führte mich in ihr Zimmer. Sie zog sich aus und zog mich aus, und ich starrte auf ihre großen, weißen Brüste. Alles Weitere besorgte sie mit Ruhe und Sicherheit. Nach vielleicht vier Minuten waren wir fertig, oder sagen wir, ich war fertig. Drei Tage später saß ich mit Frederik abends im Herderpark und erzählte ihm davon. Frederik konnte sich nicht satt hören und bat um vierhundert intime Details, die ich nicht liefern konnte. Nur das warme Gefühl war mir in Erinnerung geblieben.

Die Kinder zogen lärmend am Brunnen vorbei. Verwegene Burschen stiegen zu der nackten, steinernen Dame hoch, um sie zu begatten. Ein ums andere Flugzeug senkte sich über unseren Köpfen. Frederik legte mir den Arm um die Schultern. Wir schlenderten Schulter an Schulter zum Enkplatz zurück. Die letzten Ferien lagen vor uns. Ich war so glücklich wie noch nie in meinem Leben. Doch tief unter dem Glück würgte ich an der Wahrheit. Im Abendlicht, Frederiks Parfüm in der Nase, beinahe Wange an Wange mit seinem attraktiven Gesicht, spürte ich deutlicher denn je, dass Renate mir nichts bedeutete.

Während des Zivildienstes ging Frederik immer öfter mit Kollegen aus dem Rettungsdienst aus. Sie besuchten die Lokale am Schwedenplatz, und eines Nachts fiel ihm Soraya in die Arme. Frederik begleitete sie nach Hause. Sie wohnte im zweiten Bezirk, in der Zirkusgasse. Unter einem blühenden Zierkirschenbaum küssten sie sich auf den Mund. Zwei Wochen später hatte Soraya die Wohnung für sich allein. Ich spürte die Aufregung in Frederiks Stimme. Er wollte, dass ich zu ihm hinüberkomme, um sein Outfit zu kontrollieren. Ich täuschte vor, meinem Vater helfen zu müssen. Die Schilderung der Nacht, am nächsten Tag, erregte und empörte mich. Er nahm Soraya mit nach Hause und präsentierte sie seinen Eltern. Zuvor hatte ich die Ehre, sie kennenzulernen. Wie nicht anders zu erwarten, war Soraya wunderschön. Wir verbrachten einen Abend zu dritt, von dem Frederik fand, dass er herrlich gewesen war. Ich konnte vor Eifersucht nicht mehr schlafen. In den folgenden Tagen rief Frederik hundertmal an, um sich mit mir auszutauschen. Er wollte mit Soraya und mir ins Kino oder eine Pizza essen oder im El Mariachi Billard spielen. Meine Mutter wunderte sich, warum ich nicht ans Telefon ging. Frederik läutete an der Tür. Ich bat meine Mutter, ihn anzulügen. Sie schüttelte den Kopf. Einen Tag später bog ich nachmittags in die Sedlitzkygasse ein, um in Herrn Bastugs Geschäft ein Twix zu kaufen. Frederik sprang aus einem Hauseingang und drückte mich gegen die Wand: »Was ist los?« Seine Augen hatten einen Gesichtsausdruck, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Wir setzten uns in den Herderpark. Frederik wurde immer unfreundlicher.

»Was denkst du dir? Dass du der Einzige bist, der mit den Mädchen herumficken darf? Spinnst du? Ich bin so böse auf dich wie noch nie in meinem Leben. Soraya denkt, dass du sie

nicht magst. Aber das geht zu weit. Ich liebe sie. Soll ich sie wegen dir verlieren? Ich verstehe nicht, was du gegen sie hast. Du bist ein egoistisches Arschloch!«

Seine Stimme war kalt. Ich stand auf und rannte davon. Frederik sollte nicht sehen, wie mein ganzer Körper reagiert und revoltierte. Wir wechselten eineinhalb Jahre kein Wort mehr miteinander.

Wegen der Nervosität wurden meine Hände feucht. Ich fürchtete, die Nervosität würde den Zorn überdecken und mich wie einen Hanswurst aussehen lassen. Das Räuspern begleitete den schlürfenden Gang. Meine negativen Gefühle schnürten sich in mir zusammen. Ich fühlte mich imstande, meine Meinung herauszupeitschen. Die Unperson würde mich wohl schon im Spion mustern. Ich gab meinem Gesicht einen gehässigen Ausdruck. Der Schlüssel wurde ins Schloss gesteckt und die Tür mit Schwung geöffnet. Mein Hass stürzte augenblicklich in sich zusammen. Ich wechselte zweimal Stand- und Spielbein. Mein Nachbar blickte mir freundlich ins Gesicht.

»Ja bitte? Was kann ich für Sie tun?«

Das graumelierte Haar trug er zurückgekämmt. Seine schlaksigen Beine steckten in blauen Hosen. Das weiße Hemd war etwas zu groß und hing über den Bund. Die Gesichtszüge waren fein und männlich. Der würzige Geruch eines Aftershaves hüllte ihn in eine angenehme Duftwolke. Ich schätzte ihn auf mehr oder weniger sechzig.

»Ich wollte mich vorstellen ...«, mein Mund war vereist und sperrte sich, »mein Name ist Kurt Endlicher. Ich wohne jetzt nebenan, seit gestern.«

Mein Nachbar hob die Augenbrauen. Sein Erstaunen schien echt und natürlich.

»Tatsächlich? Ich habe mich schon gewundert. Sind Sie mit Frau Resetarits bekannt? Die Wohnung steht schon so lange leer.«

Ich nickte und erläuterte kurz die Verhandlungen zwischen meiner Tante und mir.

»Ich heiÙe Paul Drechsler. Es tut mir leid. Wenn ich gewusst hätte, dass Sie jetzt hier wohnen ...«, er lächelte. In die Freundlichkeit mischte sich Verlegenheit: »Mir fällt alles runter, ich bin in Eile. In zwanzig Minuten sollte ich beim Arzt sein. Ich werde meinen Husten nicht los. Sie haben es wohl bemerkt.«

Noch einmal lächelte er. Dann baten seine Gesten um Entschuldigung. Wir verabschiedeten uns, und ich kehrte verzaubert in meine Wohnung zurück.

Drei Tage später klopfte es an meiner Tür. Durch den Spion wirkte seine Gestalt noch schmaler.

»Mir ist eingefallen, dass ich noch Waschmarken habe. Aber ich habe mir vor zwei Jahren eine Waschmaschine gekauft und brauche sie nicht mehr. Haben Sie dafür Bedarf?«

Ich nickte. Die Frage nach dem Preis wischte er mit der linken Hand beiseite.

In der darauffolgenden Woche ging die Schule los. Kam ich am späten Abend nach Hause, ortete ich als Erstes die Anwesenheit meines Nachbarn. Immer noch hörte ich sein Auf- und-ab-Schreiten. Doch es störte mich nicht mehr. Der Arztbesuch schien Wirkung gezeigt zu haben. Sein Husten hatte sich gelegt. Nur das Räuspern war geblieben. Legte ich mich müde auf das rote Sofa, um mir die Abendnachrichten anzuhören, bereitete es mir Genugtuung, wenn seine Wasserrohre pfffen, seine Laden einrasteten oder sogar seine Klospülung rauschte. Ich ließ dann ein Buch zu Boden fallen, stellte eine

Tasse laut ins Regal zurück oder streifte mit dem Fingernagel über die Wand, die wir uns teilten.

Wir begannen einander auszuhelfen. Fehlte Zucker oder ein Hammer oder Kaffee, ging ich auf den Gang hinaus und klopfte an seine Tür. Zirka ein Jahr nach meinem Einzug überreichte er mir den Reserveschlüssel seiner Wohnung. Die dritte Partei auf unserem Stock war nie zu Hause. Es handelte sich um einen Fotografen oder Journalisten oder Schriftsteller, der die meiste Zeit des Jahres in Afrika verbrachte. Nach Aushändigung des Schlüssels kam mein Nachbar, um mich um einen noch vertraulicheren Gefallen zu bitten. Er wollte für zwei Wochen zu seinem Sohn. Ob ich in der Zwischenzeit seine Pflanzen gießen könnte. Ich nickte, und an einem Dienstag um die Mittagszeit fand ich mich in seinen Zimmern wieder. Es war ein seltsames Gefühl. Ich bemühte mich, die kleinste Indiskretion zu vermeiden. Er hatte mir gezeigt, welche Töpfe zu gießen waren. Ich machte keinen Schritt zu viel. Dennoch ließen sich Mutmaßungen nicht vermeiden. Den Flur zwischen Küche und Wohnzimmer musste ich jedenfalls durchqueren. In diesem Flur hing ein großes Foto. Es zeigte meinen Nachbarn als jungen Mann. Sein Gesicht schmiegte sich an eine attraktive Frau. Das Foto strahlte Wärme und Glück aus. Ich konnte meinen Blick lange nicht davon losreißen.

Nach dem Zivildienst wollte ich keinesfalls weiter bei meinen Eltern bleiben. Ich suchte mir eine Wohngemeinschaft. Im Laufe eines Jahres lebte ich mit Vorarlbergern, Südtirolerinnen, Franzosen, Kärntnerinnen und mit sehr vielen Oberösterreichern zusammen. Weil meine Eltern mit Frederiks Eltern befreundet waren, erfuhr ich, dass Frederik mit Soraya eine

Wohnung im zweiten Bezirk bezogen hatte. Doch die Beziehung war zerbrochen, und er suchte einen Mitbewohner, um die Miete bezahlen zu können. Für unsere Eltern stand fest, dieser Mitbewohner hätte ich zu sein. Ich lehnte ab. Wieder und wieder fragte meine Mutter mich, was zwischen Frederik und mir vorgefallen war. Ich sah mich außer Stande, ihr darauf eine Antwort zu geben. Meine Eltern erachteten die Mieterei in Wohngemeinschaften grundsätzlich als Geldverschwendung. Mein Vater weigerte sich, für die Kosten aufzukommen: »Du hast ein Gratiszimmer in Simmering. Wenn du ranzige Wohngemeinschaften mit Hinterwäldlern bevorzugst, dann musst du dir das selbst finanzieren.«

Ich nahm eine Anstellung an und kellnerte donnerstags, freitags und samstags, immer nachts, auf der Burggasse. Das Studium der Germanistik und Anglistik kam sehr langsam in die Gänge.

Nach dem ersten Studienjahr bot sich die Möglichkeit, den Sommer in London zu verbringen. Über verschlungene Wege war mir ein Praktikumsplatz an einer Sprachschule zugefallen. Eric Prydz' Coverversion von *Call On Me* donnerte sehr oft durch die Diskotheken und Clubs. Wir nahmen viel Speed, denn das war billiger als Bier. Gegen vier Uhr früh fielen die sichtbaren und die unsichtbaren Schranken zwischen den Menschen. Ein junger Mann mit äthiopischem Gesicht tanzte auf mich zu. Er fasste mir an den Hintern. Jahrelange Ängste und Hemmungen verpufften. Zwischen Toilette und Garderobe fand sich eine Nische. Gegen sieben Uhr früh blinzelten wir in die Sonne. Die Londonerinnen und Londoner waren längst damit beschäftigt, ihren Alltag abzuwickeln. Nach einem Kuss verschwand Noel zwischen Passanten, Mist-

kübeln und Autos. Ich rief Frederik an. Trotz der frühen Stunde hob er sofort ab. Seine Stimme war mir das Vertrauteste auf der Welt. Es war die Stimme meiner Jugend, des Enkplatzes, des Herderparks, des El Mariachi, meiner ersten Liebe. Zwei Wochen später besuchte mich Frederik in London. Wir verbrachten ein frenetisches Wochenende des Wiedersehens. Finden heißt eigentlich Wiederfinden, schreibt Sigmund Freud.

Frederik studierte Medizin, wie es ihm seine Mutter von Kindheit an eingesäuselt hatte. Im dritten Studienjahr lernte er Yasmina kennen. Yasminas Eltern stammten aus Beirut. Sie war im herrschaftlichen Teil des achtzehnten Bezirks aufgewachsen. Sie liehen sich gegenseitig Bücher, besetzten sich Plätze im Lesesaal des Allgemeinen Krankenhauses und organisierten sich dieselben Praktika. Abends gingen sie gemeinsam zum Italiener oder zum Japaner oder zum Libanesen. Frederik löste die Wohnung im zweiten Bezirk auf und zog mit Yasmina in die Porzellangasse. Seine hartnäckige Art zu lieben hatte sich nicht verändert. Er schlang sich um Yasmina und verehrte sie. Das Partyleben kümmerte ihn weit weniger als mich. Wenn wir dennoch zu dritt durch die Nacht streiften, strahlte seine Zufriedenheit auf uns alle ab. Auch ich liebte Yasmina, denn sie half mir, mit meiner Verlegenheit zurechtzukommen. In der Disco zwinkerte sie mir verstohlen zu. Sie war auf einen Mann aufmerksam geworden. Wir tanzten in seine Richtung und prüften die einlangenden Signale. Yasmina verfügte über ein valides Radar. In den glücklichsten Fällen ergab sich so für mich ein kleiner Flirt oder ein Geschmuse oder sogar eine Nacht zwischen fremden Kissen und Decken.

Die Studienjahre zogen leider sehr schnell dahin. Meine Eltern wurden allmählich milder und erhöhten ihre mo-

natlichen Zuwendungen. Ich musste nur noch zwei Tage die Woche als Kellner arbeiten und konnte mir bessere Zimmer leisten. Ich wechselte mehrmals die Adresse. Frederik und Yasmina schlossen das Medizinstudium in Mindeststudiendauer ab. Beide begannen am Allgemeinen Krankenhaus auf der Internen zu arbeiten. Nach dem ersten Arbeitsjahr zogen sie mit Hilfe von Yasminas Eltern einen Stock höher auf 120 Quadratmeter ins Dachgeschoß. Über ihrem Bett erstreckte sich ein Panoramafenster, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Auch ich schloss endlich das Lehramtsstudium ab und fand, nach fast zweijähriger Suche und einer weltweiten Finanzkrise, eine fixe Stelle an der Handelsakademischen Abendschule Margaretenstraße. Mit 29 Jahren verfügte ich über die finanziellen Voraussetzungen, eine kleine Wohnung zu mieten. Zu jener Zeit, wie könnte man das vergessen, postete ein österreichischer Jungpolitiker in den Internetforen: »Für junge Menschen ist Eigentum die beste Maßnahme gegen Altersarmut.« Wir Simmeringer erkannten daran, was für ein Idiot hier, wieder einmal, zu ministeriellen Ehren gelangt war.

Meine Mutter hatte ihre Schwester Erika intensiv bearbeitet. Mit mir als Mieter würde sie keine Scherereien haben. Meiner Tante schien es bald nicht mehr peinlich, vom eigenen Neffen Geld zu nehmen. Andererseits hatte sie genügend Bauernschläue, um nicht ohne Gewinn aus dem Geschäft zu gehen. »Bei aller Liebe«, betonte sie, »aber ich bin nicht Mutter Teresa aus Kalkutta.« Wir einigten uns auf einen fairen Mietzins. Hoch genug, um die Gier meiner Tante zu befriedigen. Aber hinlänglich moderat, um auch für mich ein gutes Geschäft zu sein. Sie überließ mir die 34 Quadratmeter der Mansarde für 400 Euro, samt Einrichtung.